

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 33 (1953-1954)
Heft: 12

Artikel: Ein vergessener Plan des Marschalls Foch
Autor: Saporta
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160223>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN VERGESSENER PLAN DES MARSCHALLS FOCH

VON SAPORTA

Die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Todestages von Marschall Foch (20. März) läßt in unserem Gedächtnis eine Erinnerung aufleuchten, die nie ganz erloschen war. Aus der zeitlichen Entfernung können wir aber besser als früher den Scharfblick dieses großen Soldaten und seine prophetische Voraussicht der Zukunft unseres Landes würdigen. Die nachfolgende Episode wird den Leser von der erstaunlichen Geistesschärfe des Marschalls überzeugen.

Die Geschichte rollt im rhythmischen Gang der Tage vor unseren Augen ab. Häufig enthüllen erst bei einem späteren Rückblick ursprünglich kaum beachtete Ereignisse ihre Bedeutung für das Schicksal der Völker.

Der erste Weltkrieg war seit mehreren Jahren beendet, der Friede von Versailles unterzeichnet, und das militärische Leben geriet allmählich wieder in die gewohnten Bahnen. Nachdem ich den Abschied genommen, war ich im Grad eines Bataillonschefs zur Reserve gekommen, und weil ich vorher dem Armeestab angehört hatte, teilte mich General *Degoutte* dem Stabe der Rheinarmee zu. Alle Kriegserlebnisse, die tragischsten Zwischenspiele wie auch die Eintönigkeit der langen Wartezeiten, schienen in eine Vergangenheit zu versinken, aus der sie kaum mehr hervorzuholen waren. Nicht Vergeßlichkeit war daran schuld, aber wir waren vom Wunsche be-seelt, jene allzu grausamen Jahre aus unserem Denken zu verbannen und sie als ausgewischt zu betrachten.

Eines Tages, im Frühjahr 1921, befahl mich General *Degoutte* in die Kriegsschule, woselbst er seinen Stab besammeln wollte. Ein solches Aufgebot hatte nichts Außergewöhnliches an sich und konnte mich nicht überraschen. Übrigens war ich durch die Mitteilung eines Kameraden darauf vorbereitet, daß es sich um eine Übung handeln würde, die mit den Aufgaben der Armee *Degoutte* auf dem linken Rheinufer zusammenhing. Nichts ließ mich ahnen, daß der Gegenstand dieser Übung eines Tages geschichtlich von größter Aktualität

sein würde. Die kommenden Ereignisse bewegen sich selten auf der von uns vorausgesagten Linie. Diesmal sollte jedoch, wie wir sehen werden, die Voraussicht eines großen Chefs unserer Arbeit für spätere Zeiten den prophetischen Wert eines Befehls aus dem Jenseits verleihen.

An jenem Montag im Mai glitt der Wagen, der mich zur Kriegsschule brachte, in den Verkehrsstrom der Weltstadt, und ich sah hastende Menschen ihren Tagesgeschäften nacheilen. Wie weit lag der Krieg schon zurück! Mir war, ein anderer als ich habe seine Schrecken durchgemacht, ein anderer als ich sehr bescheiden an seinem Ruhme teilgehabt.

Erfreut traf ich in der Kriegsschule alte Kriegskameraden wieder. Sie waren mit Galons reicher geschmückt und mit Jahren schwerer beladen. Viele von uns hatten sich schon in den Regimentern und Stäben getroffen, mitten in Kampfes- und Befehlsorgen, und wie wir uns die Hände schüttelten, war uns zumut, als begegneten wir Schemen auf dem Wandschirm unserer Erinnerungen. Ganz den Gedanken an die damalige Zeit hingegeben, dachten wir noch kaum an die Übung, zu der wir befohlen worden waren. Bald aber saßen wir in dem halbrund ansteigenden Hörsaal, in dem das Übungsthema ausgegeben wurde. Schon sein Wortlaut erregte Aufsehen, was sich alsbald in einer fühlbaren Bewegung kundgab. «Ist es möglich?» fragten einige. Die Andeutung einer kriegerischen Unternehmung gegen die deutsche Armee versetzte unserem Vertrauen auf einen dauernden Frieden unvermutet einen kleinen Stoß. Daß Foch General *Pagésy* zu uns abgeordnet hatte, verriet die ungewöhnliche Aufmerksamkeit, welche der große Feldherr unserer Arbeit widmete. In der Tat sollte diese unter seiner und General *Degouttes* gemeinsamer Leitung ausgeführt werden, und dies genügte, um unser Interesse leidenschaftlich zu steigern.

Marschall Foch stand damals auf dem Gipfel seiner Volkstümlichkeit; die Eingeweihten kannten aber auch seine verblüffende Voraussicht. Seine blitzschnellen Überlegungen schienen nur ihm zu gehören; so sehr hatte man Mühe, ihm zu folgen. Auch die rätselhafte Formulierung seiner Gedanken und die farbenreiche Ausdrucksweise erhöhten seinen Nimbus. Seine Offiziere schilderten schmunzelnd seine erste Begegnung mit General *Cadorna*. Nach den bei *Caporetto* von unseren Alliierten erlittenen Schlägen war Foch nach Italien beordert worden. Bei ausgezeichneter Laune näherte er sich dem von seinem Stabe umgebenen Oberbefehlshaber. Vor den ausgebreiteten Karten fragte Foch seiner Gewohnheit gemäß nach dem Feind, seinen Stellungen, seiner *Ordre de bataille*. Die Antworten waren unklar. Ohne sein Erstaunen zu äußern, beugte sich Foch zu seinem Stabschef und sagte: «Der General weiß nichts

vom Feind.» Dann drang er darauf, Näheres über den Standort der italienischen Truppen zu erfahren. Auch hier nur ungenaue Auskünfte. Und Foch zu seinem Stabschef: «Der General weiß nicht, wo seine Truppen stehen.» Endlich fragte er nach dem Kampfplan, und als er wiederum keine befriedigende Antwort erhielt, beugte er sich ein drittel Mal zu seinem Begleiter und sagte: «Der General hat keinen Kampfplan.» Dann aber bemerkte er zu Cadorna: «Vortrefflich. Und jetzt, Herr General, können wir nützlich zusammenarbeiten.» Er spaßte nicht. Das war überhaupt seine Methode. Aus jeder noch so verfahrenen Lage wußte er etwas zu machen, aber seine Mitarbeiter konnten seine persönliche Befriedigung nur selten teilen.

Uns genügte es, zu wissen, daß unsere Aufgabe von Marschall Foch gestellt worden war und unter seiner Leitung ausgeführt werden sollte, um unser Interesse zu steigern. Es handelte sich in der Tat um ein sehr ernsthaftes Problem.

Das Thema wurde uns bekanntgegeben. Auf technische Einzelheiten verzichte ich. Nur so viel sei gesagt, daß damals die Ausarbeitung einer Übungsanlage dem zweiten, dritten und vierten Bureau des Generalstabes zufiel. Das zweite Bureau (Nachrichtendienst) gab alle Unterlagen über den Feind. Das dritte regelte den Einsatz unserer eigenen Armee. Das vierte endlich befaßte sich mit dem Nach- und Rückschub, also der Versorgung mit Lebensmitteln, Kriegsmaterial und Munition, sowie mit der Evakuierung der Kranken und Verwundeten. Das Ergebnis dieser Arbeiten sollte nachher vervielfältigt unter dem Namen «Operationsbefehl No...» den Heereseinheiten zugestellt werden.

Hier folgt die Ausgangslage des damaligen *Kriegsspiels*, wie sie mein Gedächtnis festhält: Das von uns und unseren Verbündeten geräumte linke Rheinufer ist nach Abzug der alliierten Truppen nur mehr durch die Klauseln des Versailler Vertrages gegen eine deutsche Besetzung geschützt. Nun aber meldet unser Nachrichtendienst unwiderlegbar, daß sich Deutschland, unter Verletzung des Vertrages, zur Besetzung dieses Gebietes entschlossen und hiefür eine Armee in der Stärke von mehreren Divisionen eingesetzt habe. Wie reagiert die französische Armee?

Hier begann nun unser eigentliches Kriegsspiel. Wir sahen das Eingreifen einer französischen Armee vor, bestehend aus den AK, welche im Mobilmachungsfalle die Armee Degoutte bilden sollten, also aus dem 30., 31., 32. und dem 19. Korps und zwei Kavalleriedivisionen, ferner gewissen außerhalb der Divisionen stehenden Truppen. Die diesen Truppen gestellte Aufgabe war von einem durch Marschall Foch häufig entwickelten Gedanken eingegeben: die Deutschen daran hindern, das linke Rheinufer militärisch zu besetzen,

hieß, ihnen den Einmarsch in Frankreich verunmöglichen. In der Tat befanden sich die Aufmarschräume für einen Vorstoß nach Frankreich auf dem linken Rheinufer. So haben ja bekanntlich auch 1940 die deutschen Armeen zur Gewinnung ihrer Besammlungsräume zuerst den Rhein überschreiten müssen. Ohne den Besitz des linken Rheinufers wäre die Umfassungsbewegung durch Holland und Belgien viel schwieriger gewesen.

In unserem Kriegsspiel stellte sich uns daher die Aufgabe, die deutschen Armeen von ihren Ausgangsbasen abzuschneiden. Die Armee Degoutte mußte sich somit auf Frankfurt werfen, um West- und Ostdeutschland zu trennen. Frankfurt, das die Täler des Rheins und des Mains beherrscht, durfte als wichtiger Verkehrsknotenpunkt auch vom Gegner nicht vernachlässigt werden. Seine Bedrohung durch uns gefährdete den linken Flügel des deutschen Dispositivs. Wir dachten, diese Bedrohung allein werde bereits die Besetzung des linken Rheinufers verhindern, oder doch zum mindesten einen Einfallversuch vereiteln, indem sie den Gegner zur Zurücknahme seiner Kräfte auf das rechte Rheinufer veranlassen würde.

Vergessen wir es nicht, die rein technische Beurteilung Fochs stammt aus dem Jahre 1921, als die Besetzung des linken Rheinufers durch unsere Truppen eine noch unwidersprochene Tatsache war. Mit der Zeit haben sich dieser Beurteilung noch andere Überlegungen hinzugesellt. Betrachtet man den majestätischen Bogen des Rheins, der von Straßburg bis zu seiner Mündung dichtbevölkerte Gegenden durchfließt, diesen ganzen gewaltigen Raum, durchfurcht von schiffbaren Flüssen, den Binnenhafen von Duisburg, der Flotten jeglicher Art und Größe in den Ozean entläßt, die Ansammlung von Fabriken einer mit den USA vergleichbaren Riesenindustrie, die reichen Bodenschätze — dann ist es sicher, daß die Räumung dieses übergroßen Waffenplatzes durch unsere Truppen einer neuen Besetzung rufen mußte, und keiner anderen als jener der wiederaufgerichteten deutschen Armee. Es lag auf der Hand, daß ein solches Vakuum nicht lange Bestand haben konnte, daß die «Luftleere» unvermeidlich an die Stelle der Besatzungsmächte deutsches Militär hereinziehen würde. Einmal in dem weiten, durch zwei Neutrale, Holland und Belgien, begrenzten Raum niedergelassen, den die Errichtung der Siegfriedlinie gegenüber unserer Maginotlinie überdies schwer angreifbar gemacht hatte, konnte sich die ganze deutsche Macht, im Rücken und in der Flanke gedeckt, den Donauvölkern zuwenden, welche Hitler dem Reich einzugliedern gedachte.

Kehren wir aber zu unserer Übung von 1921 zurück. General Pagésy, der täglich bei uns erschien, vertrat den Marschall und überbrachte uns seine Weisungen. Er drang auf Maßnahmen gegen eine mögliche Volkserhebung. Er sah aber keine bedeutendere Reaktion

von Seiten der deutschen Armee voraus, die sich unmittelbar an ihrer Basis bedroht fühlen mußte.

Die Arbeit dauerte eine Woche. Am letzten Tage besammelten wir uns zur Entgegennahme der Schlußkritik in einem kleinen Hörsaal. Zahlreiche hohe Offiziere waren anwesend, um General Degoutte anzuhören. Zur Erläuterung für Außenstehende sei gesagt, daß eine solche Kritik die verschiedenen möglichen Lösungen darlegt und die Gründe für die vom Führer im Operationsbefehl erlassenen Direktiven auseinandersetzt. In unserem Falle besprach General Degoutte alle Operationsmöglichkeiten.

Gespannt hörten wir den bedeutenden Ausführungen des großen Taktikers zu. Da ereignete es sich, daß er, ohne den Klang seiner Stimme zu ändern, einen Satz aussprach, der uns aufhorchen ließ. Dieser Satz hat sich in meinem Gedächtnis eingegraben. Degoutte saß über die Karte gebeugt an seinem Tisch, den mächtigen Kopf vom «képi» verdeckt; seine wuchtige Gestalt bildete einen Gegensatz zu der unbewegt dahinfließenden, fast eintönigen Stimme, die den Text ohne den Behelf rednerischer Effekte wie eine gelernte Lektion vortrug. Er sprach von der Reaktion des Chefs auf die äußeren Umstände, die sich in seinen Befehlen auf die Truppe überträgt und den Rhythmus ihrer Bewegungen bestimmt. Er betonte die Notwendigkeit, die Operationen bisweilen rücksichtslos rasch vorzutreiben, um sofort beim ersten Nachgeben des Feindes den vollen Erfolg ernten zu können. Die Schnelligkeit einer Operation sei unter Umständen von größerer Bedeutung als bestes Material und größter Truppeneinsatz. Was die Infanterie — damals Königin des Schlachtfeldes — betrifft, ist zu bedenken, daß sie sich zwar langsamer als die Kavallerie und die motorisierten Elemente auf der Straße fortbewegt, sich dagegen auf dem Schlachtfeld mit erstaunlicher Raschheit entfalten kann. In seiner Besprechung der Übung äußerte der General, er sehe keinen Anlaß zu einer frühzeitigen Entfaltung der Truppen. Er empfahl vielmehr, solange als möglich die Straßenmarschformation beizubehalten.

Und hier der inhaltvolle Satz, den er zur Bekräftigung seiner Ausführungen beifügte:

«Hätten die Deutschen im Jahre 1918 beim Angriff auf den Chemin des Dames und nach Überquerung der Ailette ihre Gefechtsformationen aufgegeben und sich zum Vormarsch auf der Straße formiert, dann hätte uns alles Mögliche passieren können. Sie hatten nämlich damals niemanden mehr vor sich als den kommandierenden General der VI. Armee und seinen Stabschef.»

Ich sagte, dieser kurze Satz habe bei den anwesenden Generälen und höheren Offizieren eine lebhafte Bewegung ausgelöst. Durch

eigene Erfahrungen belehrt, verstanden wir seinen Sinn recht wohl; denn wir alle hatten mehr oder weniger an den Kämpfen der angegriffenen Truppen in der Champagne teilgenommen, die einen an der Spitze ihrer Einheiten, die anderen in den Stäben. Tragisches Wiederaufleben der Vergangenheit unter der Einwirkung eines einfachen Satzes. Ich sah mich wieder in jener Nacht, da ich, als diensttuender Offizier in der III. Armee, von der VI. eine so bedenkliche Meldung erhalten hatte, daß ich glaubte, den Stabschef und den Unterstabschef wecken zu müssen. Auf dem anderen Ende des Drahtes hatte mir nämlich eine ferne Stimme Folgendes mitgeteilt:

«Ein gefangener Fliegeroffizier sagt aus, daß stärkste deutsche Kräfte bei Tagesanbruch unsere VI. Armee und vielleicht ihre linke Nachbarin, die III., angreifen werden.»

Wenn ein Ereignis von historischer Tragweite brutale Wirklichkeit wird, nimmt es sofort das ganze Bewußtsein in Beschlag. In jener Nacht fielen die hierarchischen Schranken zwischen dem Chef und dem alarmierten Stab. Unseren Rang vergessend, waren wir alle erfüllt von dem Gedanken an die vielleicht auf die französischen Armeen niederschmetternden Prüfungen. Die Morgendämmerung zitterte an den Scheiben. Im Lampenlicht, beim Summen der Telephone, beim Klappern der Schreibmaschinen rang im Bureau des Stabes der III. Armee ein einziger Wille, dem deutschen Angriff die vernichtende Antwort zu geben.

General Degouttes Stimme hatte uns um Jahre zurückversetzt, hatte bei den einen die Erinnerung an den Lärm der Maschinengewehre geweckt, bei den andern an die bange nächtliche Arbeit in den Stäben. Durch die weit offenen Fenster drang das verworrene Getöse der arbeitenden Stadt herein; unsere Gedanken aber waren erfüllt von Szenen der blutigen Tragödie. An jenem Tage handelte es sich aber nicht um rückblickende Kritik an den Operationen eines siegreich beendigten Feldzuges, sondern darum, die Lehren für die Zukunft daraus zu ziehen.

Die Kritik des Generals zog den Schlußstrich unter die Arbeit seines Stabes. Wir erfuhren nicht, welcher Gebrauch von ihr gemacht werden sollte. Sie mußte in den Archiven des Generalstabes und des Kriegsministeriums hinterlegt werden. Wir selber waren zur Geheimhaltung verpflichtet. Im Lärm des Aufbruchs verflogen die ernstesten Eindrücke rasch. Man wünschte einander ein baldiges Wiedersehen. Die einen kehrten zu ihren Einheiten zurück, andere heim zu ihrem bürgerlichen Beruf. Für wenige Tage hatte uns das Schicksal in den ehrwürdigen Räumen der alten Schule zusammengeführt; morgen schon würden wir wieder im unaufhaltsamen Vorwärtsdrän-

gen der Zeit, das man Leben nennt, unserer persönlichen Arbeit nachgehen.

Die Jahre verstrichen. Eines Morgens sah ich von der Place de la Concorde aus den Trauerzug mit der Leiche des Marschalls Foch auf dem Wege zum Invalidendom vorüberschreiten. Der eindrucksvolle, schier endlose Kondukt stellte sich mir unmittelbar als das Grabgeleite einer ganzen Generation dar, des Geschlechtes, das den Krieg durchgehalten und siegreich zu Ende geführt hatte. Schmerz erfüllt fragte ich mich, warum unsere heutige Jugend so anders geworden ist als wir damals waren; so anders, daß ihre Gleichgültigkeit die Opfer der Alten vergeblich erscheinen läßt.

Unser einförmiges tägliches Leben floß im Leben der Nation dahin. Da krachte eines Tages der Donnerschlag, der unserem vergessenen Kriegsspiel lebendigen Sinn verleihen sollte.

Samstag, den 7. März 1936, teilte Hitler den Botschaftern Frankreichs, Englands, Italiens und Belgiens mit, daß ihn die Unterzeichnung des französisch-russischen Vertrags seiner im Pakt von Locarno eingegangenen Verpflichtungen enthebe. Er sage sich deshalb von diesem Pakte und der darin enthaltenen Neutralisierung des Rheinlandes los. Gleichzeitig schlug er den Mächten eine neue, auf Gleichberechtigung ruhende europäische Ordnung vor. Am gleichen Tage meldeten die Zeitungen den Einmarsch deutscher Truppen ins linksrheinische Gebiet. Flagranter Verletzung der durch die Verträge gesicherten Neutralität des Rheinlandes. Den Menschen, die mich befragten, konnte ich sagen, mit dieser Entwicklung sei gerechnet worden.

Die Nachwelt beurteilt die Ereignisse nach ihren Folgen; die Verantwortlichen lassen sich im Augenblick selbst häufig durch die Überlegungen des Tages leiten. Das erfüllt den Patrioten rückblickend mit Kummer. Wie war es möglich, daß damals niemand die Situation begriffen hat? Die Demokratien schieben die Zukunftsorgen gerne zur Seite; sie haben so viele näherliegende Sorgen! Nichts war damals leicht. Wie wir sehen werden, änderte die Regierung in den Tagen, die dem Theatercoup Hitlers folgten, ihre Ansicht. Zweifellos entging ihr aber die Gefahr, welche die Duldung der neuen Verhältnisse auf dem linken Rheinufer für unser Land in sich barg.

Vielleicht konnte man hoffen — dies war jedenfalls der britische Standpunkt —, daß sich Hitler nach einer so ausgiebigen Korrektur des Versailler Vertrages mit dem Besitz des linken Rheinufers begnügen würde und damit der deutsch-französische Kräfteausgleich gesichert wäre.

Die Haltung Englands geht schon auf die im Jahre 1918 zwischen Clémenceau und Foch aufgetauchte Meinungsverschiedenheit zurück. Der Politiker, dem der Fortbestand der Entente am Herzen

lag, wollte die Engländer schonen und durch gewisse Zugeständnisse über die Dauer unserer Besetzung des linken Ufers beruhigen. Der Soldat dagegen sah die Gefahren einer bewaffneten Intervention voraus, deren ersten Anprall Frankreich aufzufangen haben würde, und er betrachtete besorgt die dem Vertrag innewohnenden Revanche-möglichkeiten. Auch darf nicht übersehen werden, daß die französische und englische militärische Führung bis zum Ende des ersten Weltkrieges am Sieg zweifelte, der ihr zeitweise zu entweichen schien. Die Politiker hingegen haben die Schwierigkeiten der Kriegführung weniger empfunden, und ihr Vertrauen in die Zukunft war gestärkt worden. Einem neuen Konflikt sahen sie daher ohne Sorgen entgegen, während Foch die künftige militärische Situation Frankreichs nicht ohne Sorgen voraussah.

Im Unterschied zu den Politikern und Diplomaten muß die militärische Führung ihre Tätigkeit auf in der Zukunft liegende Möglichkeiten ausrichten. Sie muß, so gut es geht, die Absichten des Gegners feststellen und die augenblickliche Lage des Landes in ihre vorausschauenden Berechnungen einbeziehen. Ihre Irrtümer sind verhängnisvoller, denn eine Verschlechterung der militärischen Situation kann nur schwer wieder rückgängig gemacht werden, und das Gesetz des Handelns gleitet nur allzu rasch zum Gegner hinüber.

Bekanntlich sorgte die Zeit für die Bestätigung der Auffassung des Marschalls Foch. Heute, da wir die früheren Geschehnisse mit größerem Abstand beurteilen, erscheint es als sicher, daß Hitler nach der Besetzung des Ruhrgebietes, die ihm die Westgrenze deckte, nicht stehen bleiben konnte, da ihm seine Eroberungen alles, was Deutschland zum Leben notwendig hatte — und obendrein den Zusammenschluß der Deutschen — bringen sollten.

Der Einmarsch der deutschen Truppen ins Rheinland war bekanntlich vom *Anschluß* gefolgt. Die Besetzung Österreichs ermöglichte die Einnahme der tschechoslowakischen Befestigungen durch Umgehung und damit auch die Befreiung der Sudetendeutschen. Auf die Angliederung der Tschechoslowakei folgte der Konflikt mit Polen in der Angelegenheit des Danziger Korridors. Zoll um Zoll war man an den unerfreulichen Punkt herangekommen, wo «nein» gesagt werden mußte, weil ein «ja» nicht mehr zulässig war. Der Versailler Friedensvertrag war stückweise zunichte gemacht worden, und jeder neue gegnerische Gewaltstreich erschwerte unseren Widerstand und steigerte die Kühnheit des Gegners.

Verpaßte Gelegenheiten lassen sich in der Geschichte selten nachholen. Was 1936 wohl noch ein Spiel gewesen wäre, wurde 1939 zum gefährlichen Unternehmen; denn die Chancen einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Deutschland hatten sich zusehends zu unseren Ungunsten verschoben. Die Kriegs-

ursachen werden in den Augen der Nachfahren oft durch das Ausmaß des entstandenen Unglücks verdunkelt. Sowohl für die Lage von 1914 wie für diejenige von 1939 können wir uns heute leichter eine Lösung durch gütlichen Vergleich vorstellen als durch einen Krieg. Dennoch hat es zum Krieg kommen müssen.

Aber kehren wir zurück zu der langen Kette von Konflikten, deren erstes Glied der am 7. März 1936 erfolgte überraschende Einmarsch des deutschen Heeres ins Rheinland bildete. Die Zeitungen verbreiteten Nachrichten, die in keiner Weise mit meinen erwähnten Versicherungen übereinstimmten. General X., der mit dem Obersten Kriegsrat in Verbindung stand, versicherte mir, die Regierung zögere zu handeln, trotzdem der Kriegsminister, General Maurin, die Generalmobilmachung habe vorbereiten lassen. Tatsächlich kam die Mobilmachung der für eine Intervention benötigten Einheiten, nach neueren Erlassen, einer Generalmobilmachung ziemlich nahe. Diese Auskunft war wohl richtig, aber nicht vollständig. Aus absolut zuverlässiger Quelle weiß ich, daß der Ministerrat, entgegen gewissen Legenden, im Gegenteil beabsichtigte, gemäß unserem vertraglichen Recht energisch zu handeln. Aber die Ereignisse überstürzten sich und beeinflussten die ursprünglichen Pläne.

Am Morgen des 8. März, einem Sonntag, schien sich der Ministerrat doch zu einem demonstrativen Handeln entschlossen zu haben: wenigstens plante damals der Ministerpräsident Sarraut mit General Gamelin, trotz Maurins Einwendungen, eine Besetzung von Kehl. Aus einer im Laufe des Abends von Sarraut gehaltenen Rundfunkansprache war etwas Derartiges herauszuhören. Gleichzeitig bemühte sich der französische Botschafter in London, Corbin, um die Unterstützung des englischen Kabinetts. Paris wollte die Signatarmächte von Locarno vor der auf Mitte der Woche anberaumten Session des Völkerbundes zusammenrufen. Staatssekretär Eden sagte erst am Abend seine Teilnahme an dieser Konferenz zu, die Dienstag, den 10. März, in Paris stattfinden sollte.

Montag, den 9. März, erklärte sich Eden im Unterhaus nach einigen Worten des Tadels gegen Hitlers brutales Vorgehen immerhin zum Studium seiner Vorschläge bereit, die nicht mehr und nicht weniger als eine radikale Änderung des europäischen Status verlangten. Die englische Presse nahm bereits Stellung gegen die ablehnende Haltung Frankreichs. Schließlich erschienen Dienstag, den 10. März, Eden und Halifax in Paris, wo sie auch Van Zeeland, der sich der französischen Auffassung angeschlossen hatte, und den italienischen Botschafter trafen. Der «Sanktionen» wegen begnügte sich dieser mit der Rolle eines Beobachters.

So zerbröckelte der Versailler Vertrag schon beim Auftreten der ersten Schwierigkeiten; die Alliierten hatten ihre Zusammen-

gehörigkeit vergessen und suchten nichts als unmittelbare eigene Vorteile. Mitten unter den verbündeten Nationen stand der französische Staat in seltsamer Vereinsamung da, denn die früheren Freunde hatten sich abgewendet; die Diplomatie, die solches hätte verhindern müssen, hatte versagt. England befürchtete offenbar — allein zu Unrecht —, daß Frankreich nun doch dieses linke Rheinufer wieder werde besetzen wollen, nachdem es mit so großer Mühe davon abgebracht worden war. Italien seinerseits war ausschließlich mit seinem Kriege in Äthiopien beschäftigt und ohnehin wegen der überflüssigen Sanktionen über Frankreich und England verärgert. Diese Uneinigkeit der Alliierten war ihre schwerste Schuld; sie hätten durch eine gemeinsame Kriegspolitik verbunden bleiben sollen. So löste sich der Zusammenhang, der sie allein instand gesetzt hätte, Deutschland in Schranken zu halten. Italien bewog der Groll sogar, den bis dahin unentwegt geführten Kampf gegen die österreichische Machtvermehrung aufzugeben und sich Deutschland zu verschreiben.

Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Frankreich und England sind tiefgehend. Flandin erbittet von unserem Verbündeten Unterstützung; Eden jedoch bietet bloß Vermittlung an. Von diesem Augenblick an muß der militärische Plan diplomatischen Verhandlungen Platz machen. Getreu seiner alten Tradition verfolgt England die Politik des Gleichgewichts, aber dieses Mal verwechselt es die Waagschalen. Es widersetzt sich jedem Gedanken an Sanktionen, selbst unserer Forderung eines symbolischen Rückzugs der deutschen Truppen. Schließlich verlegen die englischen Minister, denen die Trennung von ihren Kollegen und die geladene Pariser Atmosphäre nicht behagen, die Konferenz nach London. Am 11. März begibt sich Flandin allein nach London, wo die Tagung fortgesetzt wird; Paul Boncour reist ihm am 13. nach. Und am 19. kehren beide erfolg- und hoffnungslos nach Paris zurück.

Von da an erschöpften sich die Anstrengungen in wenig fruchtbaren Aussprachen, während unsere Proteste mit jedem Tag an Wirkung einbüßten. Einzig ein Wunder konnte uns noch aus der Sackgasse befreien, in welche wir durch unser Zögern geraten waren. Heute sind wir davon überzeugt, daß sich in den folgenschweren Tagen des 11. und 12. März 1936 das Schicksal der Welt entschieden hat. Mit dem ersten Krachen in den Fugen des Versailler Friedensvertrages stiegen wiederum die beiden Bedrohungen herauf, unter denen noch jede französische Regierung gestanden hat: die ungeschützte Ostgrenze und die diplomatische Vereinsamung.

Man kann annehmen, daß die französische Regierung eine andere Haltung eingenommen hätte, wenn ihr der erwähnte Opera-

tionsplan gemeldet worden wäre. Ein Artikel der Zeitung *Paris-Presse-l'Intransigeant* vom 3. Januar 1952 über die Aussagen vor der Untersuchungskommission, hinsichtlich der Ereignisse in Frankreich zwischen 1933 und 1945, teilt Einzelheiten aus den Verhandlungen des Ministerrates vom März 1936 mit. Der Verfasser behauptet, der Kriegsminister habe ein leeres Dossier vorgewiesen. Und doch müssen die Akten von General Degouttes Kriegsspiel mit dem Archiv seines Stabes nach der Räumung des linken Rheinufer im Kriegsministerium hinterlegt worden sein. Im März 1936 befanden sie sich zweifellos dort. 1952 existierte dieses Dossier nicht mehr, es dürfte 1940 von den Deutschen mitgenommen worden sein. So viel steht aber fest, daß die französische Regierung, hätte sie 1936 von den in Frage stehenden Dokumenten Kenntnis gehabt, ein militärisches Einschreiten Frankreichs in einem anderen Licht gesehen hätte.

Besser als eine Bedrohung von Kehl hätte die von Foch vorgeschlagene Operation die deutschen Truppen gezwungen, sich, vorgängig aller Verhandlungen, vom linken Rheinufer zurückzuziehen. Wir waren ja durch die Abmachungen von Locarno und den Frieden von Versailles gegenüber den Signatarmächten gedeckt. Unser Einschreiten konnte nicht als Angriff taxiert werden, sondern hätte den Charakter einer vorbeugenden Polizeimaßnahme gehabt. Churchill, der diese Ereignisse in seinen Memoiren behandelt, bestätigt, daß England sich der vollzogenen Tatsache gebeugt hätte. Behalten wir sein Urteil in Erinnerung. Ein in seinem Recht stehendes Land darf nicht zögern, wenn es um sein Schicksal geht. Aber die Staatsführung ist nie einfach, ganz besonders wenn der Staat in eine Lage kommt, in welcher sich Politik, abwägende Diplomatie und der Druck der öffentlichen Meinung widersprechen.

Vieles, das damals gewichtig erschien, kann, im Licht der Geschichte, die spätere Generation nicht mehr überzeugen. Allein im Augenblick selbst war es nur zu offensichtlich, daß die Furcht vor einer Generalmobilmachung, verbunden mit der Enttäuschung über den englischen Widerstand, beim Fehlen eines sorgfältig vorbereiteten militärischen Planes, das Handeln der Regierung lähmte. Auch muß man sich die damalige, noch ganz von den Erinnerungen an 1914 beherrschte psychologische Lage vergegenwärtigen. Im Unterbewußtsein lasteten die furchtbaren Jahre noch immer auf den Gemütern, und am Verhandlungstisch redeten die Toten mit.

Dennoch muß das Risiko auf unserer Seite geringer gewesen sein als auf der Seite unseres Gegners. Es ist höchst wahrscheinlich, daß im damaligen Augenblick ein Vorstoß unsererseits genügt hätte, um die deutsche Regierung in ihrer Außenpolitik aufzuhalten. Hitlers Ansehen hätte einen Rückschlag nicht ausgehalten. Allein, wie groß

immer die Hoffnungen Englands und Frankreichs auf die durch ihre Opfer erreichte Zufriedenstellung Deutschlands auch sein mochten, man kann sich doch nicht genug darüber wundern, daß der von Foch 1921 seinem Kriegsspiel zugrunde gelegte Gedanke — dessen Richtigkeit 1936 bestätigt wurde — von den alliierten Regierungen nicht wenigstens zur Vorbereitung eines Gegenstoßes aufgegriffen worden ist, für den Fall, daß Deutschland sein Zerstörungswerk in Europa weiter verfolgen sollte. Konnte man 1936 vielleicht noch an einen Vergleich der Deutschen mit den Alliierten glauben, so durfte die Möglichkeit eines Bruches doch nicht kurzerhand abgelehnt werden. Er ist denn auch bereits 1938, nach München, erfolgt. Die 1936 verpaßte Gelegenheit bot sich später nicht wieder.

Ein Einzelner kann wohl unter Umständen begangene Fehler im Laufe seines Daseins wieder gutmachen. Das Schicksal einer Nation ist unerbittlicher; eine Art Verhängnis stößt sie, ob sie will oder nicht, auf dem auf Grund früherer eigener Entscheidungen betretenen Wege weiter.

Noch immer wuchert auf unserer Erde diktatorischer Wahn, und angesichts der Vorgänge im Osten werden wir uns der dem freien Europa lauenden Gefahren täglich aufs neue bewußt. Sie dringen westwärts vor, und heute sind es die von Rußland «befreiten» Länder, die mit ihrem ganzen Gewicht gegen den eisernen Vorhang drücken. Wie zu Hitlers Zeiten kommt noch die Gefahr einer den europäischen Streitkräften weit überlegenen Armee, der von der Donau nach dem Tale des Rheins strebenden russischen, hinzu. Der «Führer» hatte sich seine militärischen Pläne bei Napoleon ausgeliehen. Rußland tut heute dasselbe mit der Idee einer Blockade des Kontinents, die es kraft seiner Einheit mit den annektierten Donauländern und mit dem Großteil von Asien aufrecht zu erhalten vermag. So wird heute unser Blick von der nur wenig bekannten Episode, die uns den untrüglichen Scharfsinn des großen Feldherrn Foch offenbart hat, hinweg in den weiten Ausblick einer für Europa ungewissen Zukunft gewiesen.